

Annas Irrwege [Fortsetzung]

Autor(en): **Jacot Des Combes, Sophie**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **23 (1933)**

Heft 4

PDF erstellt am: **25.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-634783>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Annas Irrwege.

Roman von Sophie Jacot Des Combes.

Raum eingesegnet, kam ich nach Uster in das Haus einer entfernten Verwandten, um dort die Weisknäherei gründlich zu erlernen. Da gab's nun außer der Arbeit, nicht viel Neues zu erleben. Das Städtchen kannte ich in- und auswendig, und mein vor schnelles Gelöbniß, mich nur noch um Arbeit und sonst nichts in der Welt zu kümmern, hatte ich schon längst als unbrauchbar über Bord geworfen. Herrgott, hätten die Stiche, die da in den Hemden- und Hosenstoff geschlungen wurden, reden können von dem, was mir durch Füße und Hände tobt, wenn ich die Maschine trat, wenn ich den Stoff hin- und herwandte, die Nadel einfädelte und schließlich das Rad im Sausetakt meines Pulschlages toben ließ, daß die Stube zitterte und die Balle Zeter und Mordio schrie, ich würde ihr die Maschine noch kurz und klein schlagen! — Trotzdem verschaffte ich mir meinen Platz im Hause, denn ich verstand meine Arbeit bald, und nach und nach wurde ich sogar mit einer gewissen Ehrfurcht behandelt, weil der einzige Sohn, der in einer Stiderei-fabrik als Musterzeichner sehr gut bezahlt war, sich in mich verliebte. Dieser Sohn war der Abgott der Familie, die sich in ständigem Staunen darüber befand, so etwas hervorgebracht zu haben. Er war klein und schwächling und eines seiner Augen öffnete sich nie ganz, das Lid war wie auf der Hälfte eingeschlafen. Er war mir lieb, weil er anders war als die anderen Usterer und sehr viel zu erzählen wußte, was ich brennend gern erfuhr. Er reiste jedes Jahr zweimal nach Paris, um auf den Frühjahrs- und Herbstrennen die Toiletten der Damen zu studieren, da er für seine Stiderei-entwürfe immer genau Bescheid über die neueste Mode wissen mußte. Du kannst dir denken, daß ich nicht faul war, ihm zuzuhören — einer, der die Welt gesehen hatte — ich lauschte mit glänzenden Augen und mit vor Erregung ineinandergerephten Händen, abendelang, wochenlang, monatelang.

Und fühlte das Verhängnis gar nicht kommen, so verfunken war ich in das Bild der Welt, die er mir malte und in der ich immer gewisser das vermutete, was mich so geheimnisvoll und unaussprechlich von ferne lockte. Er aber las in meiner Begeisterung — wie hätte es anders sein können — immer gewisser die Bejahung seiner mich begehrenden Wünsche. Und das Erwachen war fürchterlich. Er riß mich eines Abends, als wir allein waren, in seine Arme, und ich stieß ihn entsezt von mir. Maßlos ehrgeizig und verwöhnt wie er war, traf ihn die Kränkung unendlich heftig, und ich konnte mich der Schuld nicht freisprechen, denn ich mußte mir gestehen, daß ich mir seiner Gefühle wohl bewußt gewesen war, ohne das Geringste zu tun, ihn über die meinen aufzuklären. Selbst in die Angst hinein über das, was ich angerichtet, mischte sich sehnliches Verlangen, seine Erzählungen weiterzuhören und innige Betrübniß, daß es damit nun für immer vorbei war. Mein Stündlein in Uster hatte geschlagen. Ich schlich, nach einer recht unliebsamen Aussprache mit der Tante, am nächsten Mittag wie eine arme Sünderin heim und überraschte den Vater bei seiner Lektüre der Usterer Neuesten Nachrichten mit meinen allerneuesten Nachrichten aus Uster. Er zeigte sich nichts weniger als entzückt, denn der Abgewiesene wäre ihm als Schwiegerjohn sehr willkommen gewesen: ein ehrlicher braver Mensch, der fünfhundert im Monat verdient, aus einer soliden Familie stammt, — so etwas bläst man doch nicht wie einen Pfiff in den Wind! —

„Aber, Vater, er ist ja so häßlich, wie hat er nur denken können, daß ich ihn mag?“

„Häßlich — häßlich!“ rief der Vater ärgerlich, „macht etwa die Schönheit satt?“

Da durchdrang mich ein tiefer Schauer; ich sagte kein Wort, aber ich gelobte mir: lieber will ich mein ganzes Leben lang nichts weiter tun, als Maschine nähen, doch mir einreden lassen, daß es nichts besseres gibt als Frau Musterzeichner in Uster zu werden, davor bewahre mich der Himmel!

Der Vater überwand seinen Mißmut nur langsam; er ließ mich fühlen, daß ich ihm den Strich durch eine wohl-erwogene Rechnung gemacht. Ich aber stürzte mich auf jede sich mir anbietende Arbeit im Hause, zum Teil vielleicht, um ihn versöhnlicher zu stimmen, zum größeren Teil doch wohl, weil ich die überschäumenden Kräfte nicht anders unterzubringen wußte. So lange noch allerlei zurückgeschobene Arbeit angestaut war, überließ mir Schwester Berta gern genug davon, um meinen Eifer in übermäßiger Tätigkeit zu fühlen. Allein, nur vorübergehend währte dieser Zustand friedlichen Gleichgewichts. Es gab eben im Grunde doch nicht genug zu schaffen für drei Leute in dem kleinen Haus und Gärtdchen. Letzteres besorgte der Vater mit besonderer Freude. Außerdem trug er uns das Brennholz, oft genug sogar das Wasser zu. Auch er hatte den Drang sich auszuschaufen.

Die Schwester Berta ward bald ärgerlich in der Erkenntnis, daß, falls sie nicht da wäre, ich am Ende alles, was sie besorgte, ebenfogut tun könnte, und eine nach der anderen anvertraute Arbeit nahm sie mir wieder ab, mit der Begründung, daß ich sie nun genügend gut gelernt habe und lieber für den Haushalt nähen solle!

Ja aber was? Ein halbes Duzend Hemden für den Vater. — Als sie fertig dalagen, waren wir mit unserem Latein zu Ende, denn Haus- und Küchenwäsche gab es reichlich und für Berta und mich war auch nichts zu nähen, denn wir besaßen die große Aussteuer der Mutter zum Abtragen. Leider machen hatte ich nicht gelernt, versuchte aber, um doch etwas zu leisten, eine Waschbluse zu nähen. Als ich sie Berta zeigte, wußte sie nichts besseres, als daß wir solch eine Bluse im Ausverkauf in Uster moderner und billiger bekommen hätten. —

Ich heulte und lief hinaus und rief ihr dabei drohend zu, ich würde überhaupt nichts mehr im Hause anrühren, sondern mir eine Stelle bei Leuten suchen, die nicht immer nur unzufrieden mit mir seien! —

Die ganze Schwermut eines als nutzlos empfundenen Daseins überfiel mich und machte mich totunglücklich. Schwester Berta, froh, wieder alleinige Meisterin ihrer Tätigkeit zu sein, ließ mich grausam neben sich hergehen, ohne auch nur einen Versuch, mir weiterzuhelfen, und ich habe sie im Verdacht, daß sie sich insgeheim freute, in meiner kindischen Unbeständigkeit wieder einen dunklen Hintergrund für ihre leuchtende Tätigkeit zu besitzen. Sie zuckte vor dem Vater die Achseln über meinen Wankelmuth, der nur ein Alles oder ein Nichts zu kennen schien, und ich wurde meines Troges gescholten, dessen inneren Grund keiner von beiden begreifen konnte und den ihnen zu erklären mir damals unmöglich war, weil ich ihn doch nur fühlte und nicht zu sagen gewußt hätte.

So kam ich in meiner Verzweiflung und Langenweile darauf, in der Bibliothek des Vaters herumzustöbern, die als Zeichen seiner Lehrwürde, ein an grünen Schnüren hängendes Wandbrett schwer belastete. Sie war so in Vergessenheit geraten, daß der Nagel, der sie trug, Zeit gefunden hatte sich zu lockern und bei meinem raschen Griff, mir die ganze Weisheit entgegenstürzen ließ, die bis dahin nur gewöhnt gewesen, mit dem Staubtuch leise gesäubert zu werden. Da lagen sie nun in meinem Schoß, offene und doch so verschlossene Welten: Goethe in vier Bänden, braun mit Gold, zwei Schillerbücher in rot mit schwarzen Verzierungen, von denen man nicht wußte, ob sie Ranten, Schlangen, Fragezeichen oder ineinanderverhäkelte Paragraphe vorstellen sollten, ein halb zerfledertes Reklam-

bändchen wie ein armes Bettelkind dazwischen, Seines Gedichte im großen Prachtband mit Bildern, die man mir in meinen Kinderjahren gezeigt hatte. Sie stellten meist Menschengestalten dar, die in ihrer durchschimmernden Blässe der Blüte, in ihrem hochschlängelnden Wuchs dem Stile jener fremden Lotospflanze glichen, welche als Randverzierung in nimmer müden Windungen immer wiederkehrte.

Ich durchsuchte den mich umflutenden Segen vor allem nach Liebesgeschichten, merkte aber sehr bald, daß man schwer zu ihnen gelangen kann, ohne noch vielen weniger interessanten Auseinandersetzungen zu begegnen. Ich entschloß mich für Faust und Gretchen und legte ein Zeichen in das Buch, dort, wo es mich packte, ehe ich den Nagel wieder einschlug. Dann bemächtigte sich meiner eine tiefe Erregung, als ich im Lesen fortfuhr. Etwas, wahrscheinlich das Stärkste in mir, sträubte sich gegen den Ausgang dieses Mädchenschicksals. Warum, warum fehlte Margaretha die Kraft, ihr Kind ans Herz zu nehmen? Es empörte, es beschämte mich im Namen meines Geschlechtes. Mir schien, die Liebe einer Mutter zu ihrem Kind hätte stärker sein müssen als Teufel, Tod und Schuld, die rings um ihr Schicksal standen.

Nach dem Faust, den ich nur so weit las, als Margaretha dabei war, kam das Reclam-Bändchen an die Reihe. Es lachte mir zu, wie ein verschämter Alleswisser, in seinem dünnen flatterhaften Papierröschchen. Es war so bequem mitzunehmen, ich steckte es in die Tasche und lief damit in den Wald hinaus bis auf meine Lichtung und dort saß ich mit glühendem Kopf und hochgezogenen Knien und las und las. Umduftet von Sommer, während schwingende Weidenröschen mir bis an die Wangen reichten mit ihren weichen kosenenden Blüten, las ich das Trauerspiel von Romeo und Julia.

Als ich geendet, legte ich mich herum, die Hände ins Gras gestreckt, die Stirn ins Waldmoos gewählt und wachte: so war die Liebe, so mußte sie sein! — Dann dachte ich nach. Welche Aufregung brachte es, zu denken, daß ein Brief, nur ein Brief den schlimmen Ausgang herbeiführte. Ach, wie es einem unwühlte, daß man das Unglück kommen sah und durch nichts es aufhalten konnte. — Wieder und wieder mußte ich es lesen und wieder und wieder hoffte ich für Romeo und für Julia, bis nichts mehr zu hoffen war. Endlich rang ich mich durch: selbst der Tod war schön in solch einer Liebe — er war nicht Trauer mehr, er war die höchste Vereinigung.

Mir selbst unheimlich ward ich, als ich Maria Stuart las. Zwischen Wonne und Zweifel versetzte mich dieses Werk. Was ging mit mir vor, daß ich selber nicht verstand, warum ich diese Maria lieben mußte? War sie nicht leichtsinnig und püßig, liebstoll und eine Gattenmörderin gewesen, sie leugnete nicht einmal, daß es so war, und doch schien nichts selbstverständlicher, ja man erwartete es förmlich, daß Mortimer für sie in den Tod ging; man haßte Leicester, daß er zögerte, sich für sie zu opfern, und ich, auch ich hätte mich nicht einen Augenblick besonnen, für sie zu sterben. Trat sie auf, so wehte rings um sie her eine königliche Luft, wer wäre ihr da nicht gern untertan gewesen? Hoheitsvoll war sie und schön, und hörte man ihre zauberhafte Stimme, so mußte man tun, was sie forderte. Selbst dem elenden Leicester, ach, wie er mich empörte! vergab ich schließlich seine hassenswerte Feigheit, weil er sie wählte, wenn auch erst nach ihrem Tode, und nicht jene krämerhafte Elisabeth. Wie ich diesen letzten Satz verschlang: „Der Lord läßt sich entschuldigen, er ist zu Schiff nach Frankreich!“ Ich trank ihn förmlich in mich hinein, ha! wie es die prokige Elisabeth wurmen mußte und wie ich ihr das gönnte! Ihr eigenes Todesurteil hatte sie unterschrieben mit dem von der Maria, so kam es mir vor. „Der Lord läßt sich entschuldigen —“ schien mir die Siegesfanfare all

dessen, was ich heimlich liebte, gegen das, was mir aufgedrungen werden sollte.

Die Meinen hörten nicht auf ob meiner Verlesen- und neuen Verträumtheit zu schelten. Entweder sie schaffte wie ein Roß oder sie rührt keinen Finger, hieß es. Ja, sie hatten recht, Vater und Schwester, so und nicht anders war es. Aber was sollte schließlich in dieser engen Welt aus mir werden, war doch darin weder meinem körperlichen noch geistigen Verlangen irgend eine rechte Aufgabe gestellt. In mir brodelte und garte es allmählich wie in einem Heustock, der an seiner eigenen Hitze Feuer fängt. Ich lag dem Vater Tag nach Tag in den Ohren, er möge mich eine Arbeit suchen lassen irgendwo, aber hier bleiben und nicht wissen was tun, das könne ich nicht länger ertragen.

Eine Weile flehte ich vergebens, doch als ich nicht nachließ und immer dringlicher wurde, versprach er, sich gelegentlich nach etwas für mich umzutun.

Mehr war fürs erste nicht zu erreichen, und seufzend stand ich wieder vor der Bücherreihe und griff wahllos nach einem anderen Band, um wenigstens vom Leben erzählen zu hören, nach dessen wirklichem Anblick ich dürstete.

Der Torquato Tasso war es, den ich aufschlug.

Es ging nicht lange, so lief ich davon und suchte im Garten Raupen von den Rosenstöcken, was mir der Vater schon zweimal aufgetragen hatte. Warum legte ich das Buch so leicht beiseite, warum hielt es mich nicht fest wie die anderen? doch von ihm freigelassen fühlte ich mich wiederum auch nicht. Es verursachte mir eine unbestimmte Unruhe, ein inneres Unbehagen. „Ein dummes Buch!“ sagte ich und versuchte, mich so von ihm loszumachen, mußte aber immer wieder daran denken. Wie eine unerledigte Schulaufgabe wurde es mir, wie etwas, bei dessen Versäumnis man ein schlechtes Gewissen hat. Noch einmal nahm ich das Buch wieder auf und legte es noch einmal fort: alles was diese Menschen sprachen war fremd und fern, was ging es mich an? — So schlug ich mich abwechselnd mit diesem Rätsel und mit meinem Gewissen herum, und endlich am Sonntag erzitterte leise ein geheimes Fühlen in mir, während ich Tassos Schicksal zu Ende las. Eine Ahnung von Tassos Schmerzen ging mir auf, als ich die Prinzessin fliehen, ihn mit leeren Händen stehen sah. Die Erinnerung einer Traurigkeit durchbebte mich, ich spürte noch einmal, wie Fräulein Bächthold mich an sich zog und wie ich nach ihrem Abschied allein stand, von jeder Freude verlassen. —

Unleidlich wurde auch jetzt wieder dieser Schmerz. Tassos Welt des Verzichtes — nein! Ich wollte, ich konnte solch eine Welt nicht ertragen. Tausendbunt lag ja das Leben vor mir. Ich wollte es leben, ich wollte glücklich werden wie Julia es war in den Armen ihres Romeo! — und stand auf solch eine Erfüllung der Tod — sei's drum, so wollte ich ihn sterben!

Von nun an litt es mich selbst bei den Büchern nicht mehr. Stumm versanken sie in alte Vergessenheit. Nirgends ließ die Ungeduld, die brennende, peinigende mir Raft. Die Welt, das Leben, die Liebe, mit eigenen Augen wollte ich sie endlich schauen.

(Fortsetzung folgt.)

Das Zeugnis.

Herr Petersen war längere Zeit verreist. Herr Petersen ist wieder da. Nun sitzt er am Tisch und löffelt die Suppe. „Und wie ist es mit dem Zeugnis?“ fragt er nach einem Weilschen.

Peter, der dreizehnjährige, wird ein ganz klein bißchen blaß. Frau Petersen zuckt ihre feisten, gerundeten Schultern. „Schön ist es gerade nicht“, sagte sie, eigentlich ein wenig zögernd. „Kannst es dir ja nach dem Essen einmal